



Illustriertes Sonntags-Blatt

1914. * Nr. 24

Beilage zur
Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung
 E. m. b. H., Daresalam.

Unter fremden Leuten.

Geschichte eines jungen Mädchens von Heinrich Köhler.
 (Fortsetzung.)

Als Gertrud am nächsten Morgen das Schulzimmer betrat, stand ein großer Heliotropenstrauch auf dem Tisch. Diese Erinnerung an den so froh verlebten Abend berührte sie, anstatt sie zu erfreuen, so schmerzlich, daß ihr die Tränen in die Augen traten.

„Onkel Herbert läßt Ihnen Liebeswohl sagen, Fräulein,“ berichtete Bell, „er hat mir die Blumen gegeben und gesagt, daß ich sie hierherstellen soll.“

Nach Verlauf einer Woche erhielt Gertrud einen Brief von Herbert. Es war deutlich darin zu lesen, wie er zwischen seiner Liebe und seinen Interessen kämpfte. Er war vom Onkel freundlich aufgenommen worden, aber als er auf die heikle Angelegenheit eingehen wollte, hatte ihm der Onkel das Wort abgeschnitten. Von seiner Mutter schrieb der junge Mann, daß auch sie es nicht mehr wage, beim Onkel ein Wort zu seinen Gunsten einzulegen.

Bald darauf kam ein neues Schreiben von Herbert. Es lautete folgendermaßen: „Der Onkel ist von neuem erkrankt. Er fordert

unsern Bruch und das Versprechen von mir, Sie nicht mehr wiederzusehen. Da meine Mutter sieht, daß der Onkel festbleibt und meine ganze Zukunft in Frage gestellt ist, hat sie mich inständig gebeten, auf Sie zu verzichten. Ach Gertrud, alle Welt verschwört sich gegen uns, um das reine, heilige Band, das uns verbindet, zu zerreißen. Ich wäre imstande, alles im Stich zu lassen und mich mit Ihnen zu verbinden, aber wie darf ich das bei meiner Mittellofigkeit wagen! Sie leiden und in Entbehrung dahinwelken zu sehen, das kann ich nicht verantworten. Und doch liebt Sie tief und innig Ihr bedauernswerter
 H. von Windheim.“

Es konnte für Gertrud nach diesem Briefe kein Zweifel mehr sein, daß alles zu Ende war. Sie hatte es ja schon vorher nicht anders erwartet und doch im geheimen noch immer eine ungewisse Hoffnung genährt, die sie nun endgültig zertrümmert sah. Aber sie suchte die innere Verzeißlung tapfer zu bekämpfen und wunderte sich auch nicht darüber, daß Wochen vergingen, ohne daß von Herbert eine weitere Nachricht eintraf.

14.

Die Stimmung in der Villa war sehr bedrückt, und die Kommerziantin beständig schlechter Laune. Der kleine Bob hatte die Masern überstanden und hustete unaufhörlich, da sich Keuchhusten danach einstellte. Überdies wurde es recht ungemütlich auf dem Lande, denn der November hatte begonnen. Die Nebelschleier lagen beständig auf den Wiesen, und oft rieselte tagelang ein kalter Herbstregen hernieder. Der Kommerziant war nach der Stadt gereist, wo er ein Haus besah, um alles für den Winteraufenthalt seiner Familie vorzubereiten. Man wollte in nächster Zeit dahin übersiedeln. Gertrud schlich wie ein Schatten im Hause herum. Die inneren Kämpfe hatten sie sehr mitgenommen, und sie tat nur mechanisch ihre Pflicht. In ihrer Apathie erschien ihr alles so wesenlos, und selbst die Zuneigung Sufies und die muntere Art Bells machten keinen Eindruck auf ihr verdüstertes Gemüt. Obwohl sie jede Hoffnung aufgegeben hatte, war sie doch bisher nicht instande gewesen, ihrer Mutter Mitteilung von dem Verlauf ihrer Liebesangelegenheit zu machen. Es war ja so peinlich, schon ein zweites Mal sie mit einer solchen Sache zu betrüben.

In einem Sonntagnachmittag, an dem das Wetter sich aufgehellt hatte, unternahm Gertrud mit ihren Schülerinnen einen

Spaziergang. Müde und abgespannt suchte sie danach ihr Zimmer auf, der kleine Weg hatte sie schon angestrengt.

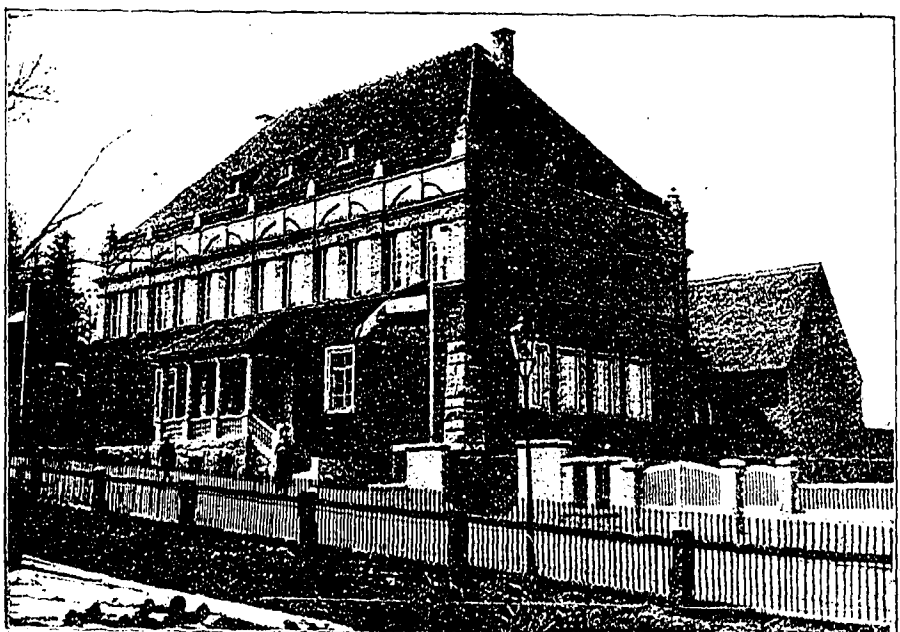
Während sie Mantel und Hut ablegte, klopfte jemand an der Tür, und auf ihr „Herein“ trat die Kommerziantin ins Zimmer.

„Mein Bruder ist soeben ganz unerwartet eingetroffen,“ jagte sie, „er läßt Sie um eine Unterredung unter vier Augen bitten und erwartet sie im kleinen Salon.“

Gertrud erschrak heftig. Sie glaubte sich bereits in ihr Schicksal ergeben zu haben, und nun verriet das Wochen ihres Herzens ihr so deutlich, daß der Sturm ihres Innern noch nicht beschwichtigt war. Sie stieg langsam die Treppe hinauf und blieb dabei

mehrmals stehen, um Luft zu schöpfen.

Bei ihrem Eintritt erhob sich Herbert aus dem Sessel und ging ihr einige Schritte entgegen. Sie bemerkte sofort, daß eine Veränderung mit ihm vorgegangen war. Er sah bleich und finstern aus, und die Wölfe auf seiner Stirn sagten ihr ohne Worte, daß sein Erscheinen keine neue Hoffnung für sie bedeutete.



Das neue Riesengebirgsmuseum in Hirschberg i. Schl. (Mit Text.)
 Phot. Photothek, Berlin.

„Fräulein . . . Fräulein Gertrud,“ sagte er, „ich möchte das, was ich Ihnen zu sagen habe, nicht schreiben. Ich glaube, es wäre besser, wenn ich persönlich . . . Ach, sagen Sie mir zuerst, daß Sie mir verzeihen.“

Gertrud zuckte zusammen. Es war ja nur eine Bestätigung ihrer Annahme, aber dennoch war es ihr, als ob das Todesurteil über sie ausgesprochen werden sollte — das Todesurteil ihrer Liebe war es jedenfalls.

„Herr von Windheim,“ sagte sie, alle Kraft zusammennehmend, „ersparen wir uns doch beide einen unnützen Schmerz. Ich habe diesen Ausgang längst vorausgesehen.“

„Sprechen Sie nicht so fremd zu mir, Gertrud,“ rief er leidenschaftlich, „ich bin gekommen, um Ihre Verzeihung zu erbitten, Sie aber auch zugleich zu überzeugen, daß die Schuld nicht an mir liegt, daß lediglich die eiserne Hand der Notwendigkeit.“

„Sprechen Sie nicht weiter“, fiel ihm Gertrud ins Wort. „Ich verzeihe Ihnen, alles übrige weiß ich allein. Es ist die einfachste Geschichte von der Welt. Wir liebten uns, aber da ich arm bin, ziehen Sie sich zurück, weil Sie den Reichtum nicht erbeuten können. Das ist sehr vernünftig gehandelt, und niemand wird daran denken, Ihnen deswegen einen Vorwurf zu machen.“

„D, wie grausam sprechen Sie! Ich kam mir ja vorstellen, daß Sie mich verurteilen. Was wissen Sie davon, welche Kämpfe ich durchgemacht habe? Es ist nicht so einfach, sich zu sagen, daß man sein ganzes Lebensglück aufgibt. Denn während ich auf Sie verzichte, Gertrud, fühle ich, daß ich Sie mehr als jemals liebe. Gott ist mein Zeuge, daß ich nur aus Furcht vor einer elenden Zukunft, und zwar hauptsächlich Ihre wegen, Sie nicht an mich zu fetten wage. Allerdings hätte ich dies alles vorher bedenken sollen, und das ist es, warum ich um Verzeihung bitte. Und Sie verzeihen mir, Gertrud, nicht wahr?“ setzte er mit weicher Stimme und so flehend hinzu, daß sie in diesem Augenblick wirklich glaubte, er sei der Bemitleidenswertere.

„Ich bedauere Sie und verzeihe Ihnen,“ sagte sie, ihm ihre Hand reichend, die er mit Küssen bedeckte, „leben Sie wohl!“

„Ich bin noch nicht zu Ende“, sagte er, ihre Hand loslassend. „Es ist mein fester Entschluß, Ihnen nichts zu verhehlen.“

„Noch nicht zu Ende?“ wiederholte Gertrud mechanisch. „Er sah ihr angstvoll in die Augen, und aus diesem Blick glaubte sie das, was er auf dem Herzen hatte, zu lesen.“

„Sie wollen sich verheiraten?“

„Mein Onkel ist sehr leidend . . . er hat verlangt . . .“

„Ich weiß, ich weiß — Noch einmal also, leben Sie wohl, seien Sie glücklich!“ stammelte das Mädchen.

Sie suchte nach der Türklinke, aber ihr Blick war verschleiert, und ihre Hand zitterte so heftig, daß sie sie nicht fand. Sie schwankte, eine dunkle Wolke legte sich über ihre Augen, dann fiel sie bewußtlos zur Erde nieder.

Als Gertrud wieder zum Bewußtsein erwachte, sah Doktor Wernicke an ihrem Bett, genau wie damals, als sie in Berlin nach ihrer langen Ohnmacht die Augen aufschlug.

„Diese Aufregungen müssen Sie töten,“ sagte der Arzt, als sie sich wieder erholt hatte. „Man hat mich in das Vorgefallene eingeweiht und da die Begegnungen mit Herrn von Windheim hier nicht zu vermeiden sind, so müssen Sie das Haus so schnell als möglich verlassen. Gehen Sie in Ihre Heimat, zu Ihrer Mutter zurück, und suchen Sie dort Ruhe und Frieden wiederzufinden.“

„Das war auch meine Absicht, Herr Doktor, doch ehe nicht alles endgültig entschieden war, mochte ich die Mutter nicht beunruhigen.“

„Aber nun sollen Sie diese Absicht sofort ausführen. Schreiben Sie Ihrer Frau Mutter, daß sie kommen soll, um Sie zu holen, denn ich erlaube nicht, daß Sie in Ihrer Schwäche allein reisen. Wenn Sie gestatten, begleite ich Sie eine Strecke.“

„Ach, Herr Doktor, das hieße Ihre Güte mißbrauchen.“

„Keineswegs. Ich handle nur als Freund und Arzt. Sie sind körperlich und geistlich krank und bedürfen der Aufsicht. Und nun kein Wort weiter.“

Am nächsten Tage bat Gertrud die Kommerziantin um eine Unterredung. Ohne auf nähere Erklärungen einzugehen, machte sie der Dame die Mitteilung, daß sie ihrer Mutter geschrieben habe, hierherzukommen, um sie abzuholen. Die Kommerziantin stellte keine Fragen, sie schien den Entschluß Gertruds vollkommen zu begreifen und man kam überein, den Leuten gegenüber die angegriffene Gesundheit des jungen Mädchens als für ihr Fortgehen anzugeben.

Als Bell davon hörte, schrie sie laut auf, und selbst Susie fing an zu weinen. Die Kinder wollten sich durch keine Versprechungen von ihrer Mutter trösten lassen.

„Fräulein Gertrud ist leidend,“ wiederholte die Kommerziantin mehrmals, „sie bedarf der Ruhe und ihre Mutter will sie zu sich nehmen.“

Aber die Kinder wollten davon nichts hören. „Fräulein Wagnitz soll hierbleiben“, rief Bell schluchzend, „Sie hat mich gepflegt, als ich krank war, und jetzt werde ich sie pflegen.“

Erst als Gertrud ihr versprach, sie im nächsten Sommer zu besuchen, beruhigte sich das Kind einigermaßen.

Am Abend traf Frau Wagnitz in der Villa ein. Sie wurde von der Familie mit großer Höflichkeit behandelt und zu Tisch geladen. Herbert von Windheim bat sie dann um eine Unterredung unter vier Augen, dann gingen Gertrud und ihre Mutter in ihr Zimmer hinauf, wo das junge Mädchen in einen Tränenstrom ausbrach.

Eine grenzenlose Bitterkeit war über Gertrud gekommen, und nur mit großer Mühe gelang es ihrer Mutter, sie einigermaßen zu beruhigen.

Die wenigen Sachen waren am nächsten Tage bald zusammengepackt, und am Nachmittag verließen die beiden Frauen die Villa. Als Gertrud unten im Vestibül Bell und Susie noch einmal umarmte, entstieg gerade eine junge Dame einem soeben vorgeführten Wagen und trat durch das Portal ins Haus.

Es war Miß Jackson.

„Ich wünsche Ihnen glückliche Reise, Fräulein Gertrud!“ sagte sie mit unverhohlenem Spott. — Miß Ellen strahlte förmlich, denn sie wußte, daß sie die Partie gewonnen hatte.

Der Wagen des Kommerzianten brachte die Frauen bis zur Bahnhstation, und in Kügnwalde gefellte sich Doktor Wernicke zu ihnen. Er hatte für einige Wochen für einen Stellvertreter gesucht und beabsichtigte, Frau Wagnitz und ihre Tochter bis nach Liegnitz zu begleiten, von wo aus er eine Herbsttour durch das Riesengebirge unternehmen wollte.

Als Gertrud im Eisenbahnwagen zwischen ihrer Mutter und ihm saß, ließen ihr die so lange mit Gewalt zurückgehaltenen Tränen von neuem über das Gesicht. Sie drückte sich in eine Ecke des Wagens und schluchzte leise in sich hinein. Und doch hatte sie die Empfindung, als ob das kleine Häuschen ihrer Mutter, der Garten, ihr Mädchenzimmer, das sie nach so langer Abwesenheit wieder betreten sollte, der Friedenshaften sei, in welchem sie nach den Kämpfen und Stürmen des Lebens die Ruhe und das Glück finden werde.

Als Doktor Wernicke Mutter und Tochter in Liegnitz verließ, um seine Gebirgsreise anzutreten, mußte er Frau Wagnitz fest versprechen, sie vor seiner Rückkehr nach Kügnwalde in ihrem bescheidenen Heim zu besuchen. Und dies Versprechen hielt er gewissenhaft. Eine ganze Woche widmete der Doktor den beiden und versuchte in dieser Zeit, Gertrud, die sich inzwischen schon einigermaßen getröstet hatte, in jeder Weise zu zerstreuen. Er erzählte von seiner Reise, seinem Leben und machte Ausflüge mit ihr.

Frau Wagnitz fühlte bald heraus, daß dieser Mann ein tieferes Interesse für Gertrud gefaßt hatte, und daß er ein treuer, zuverlässiger Charakter war, dem man unbedingt vertrauen durfte.

Als die Woche, welche Doktor Wernicke sich für seinen Aufenthalt gesetzt, sich ihrem Ende zuneigte, wurde er auffallend still und nachdenklich. Frau Wagnitz machte darüber eine Bemerkung, worauf er ihr mitteilte, daß er am nächsten Tage abreisen müsse.

„So bald schon!“ erwiderte sie. „Wir hatten gehofft, daß Sie uns noch einige Tage schenken würden.“

„Ich hatte auch die Absicht, noch kurze Zeit bei Ihnen zu bleiben, aber mein Vertreter schrieb mir heute, daß er meine Praxis nicht länger ausüben könne, da er nach Wöln mußte, wo sein Vater plötzlich gestorben sei. Ihrer Tochter geht es verhältnismäßig gut, sie bedarf meiner nicht mehr“, fügte er mit erstem Lächeln hinzu. „Nicht wahr, die Rosen werden bald wieder auf Ihren Wangen erblühen?“ wandte er sich an Gertrud.

„In diesem Augenblick blühen sie noch nicht, Herr Doktor,“ antwortete die Mutter, „sehen Sie nur, wie bleich sie ist.“

Und in der Tat, die Nachricht von der plötzlichen Abreise des Doktors schien das junge Mädchen sehr bewegt zu haben.

„Wir werden uns nach Ihrer Abreise recht einsam fühlen, Herr Doktor,“ sagte sie.

„Sie wissen nicht, wie sehr ich es selbst bedauere, schon fort zu müssen“, erwiderte er lebhaft. „Aber es bleibt mir keine Wahl, ich darf meine Patienten nicht im Stich lassen.“

„Aber Sie besuchen uns doch wieder?“ fragte Frau Wagnitz.

„Ich weiß nicht, ob ich die Zeit dazu finden werde . . .“

„D, Sie müssen uns das fest versprechen. Geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie im Frühling wiederkommen.“

„Ich kam nicht dazu wirklich nicht verpflichtet.“

„D, das ist recht schlecht von Ihnen, Herr Doktor!“ rief Gertrud unwillkürlich.

„Schlecht?“ wiederholte er, sie mit einem eigentümlichen Blick ansehend.

„Nun ja, schlecht“, sagte sie etwas verlegen. „Ich meine es insofern, als Sie mir doch gesagt haben, daß Sie mir ein aufrichtiger Freund wären!“

„Kommen Sie nur im Frühjahr wieder, dann ist es herrlich hier auf dem Lande,“ bat Frau Wagnik noch einmal, „Gertrud wird ebenfalls hier sein, denn ich bin fest entschlossen, sie nicht mehr aus meiner Nähe zu lassen. Wir haben den Plan, in Liegnitz ein kleines Pensionat zu gründen.“

„Das wird das Beste sein,“ erwiderte der Doktor, „denn wenn sie in Stellung geht, weiß man nicht, ob sich nicht wieder jemand findet, der sie heiraten möchte.“

„Heiraten? Nein, Herr Doktor, das ist vorbei! Ich werde niemals heiraten!“ rief Gertrud eifrig.

„Niemals!“ — Sind Sie dessen so sicher?“

„Ja — ganz sicher! Die Männer flößen mir geradezu Abscheu ein. Ausgenommen der eine, der sich mir so aufopfernd und als wahrer Freund gezeigt hat“, sagte sie herzlich hinzu, als sie ein Zucken im Gesicht des Arztes bemerkte, und streckte ihm die Hand hin.

„Verschwöre nichts für die Zukunft, mein Kind,“ sagte Frau Wagnik, „die Zeit heilt alle Wunden. Und da du frei von Schuld bist, wird Gott dir helfen, über deinen Kummer hinwegzukommen.“

Der Doktor brachte die Unterhaltung auf ein anderes Thema. Aber man merkte ihm an, daß er nicht bei der Sache war, denn er verfiel immer wieder in eine nachdenkliche Stimmung.

Am nächsten Morgen waren die Drei noch einmal um den Kaffeetisch in dem gemütlichen Wohnzimmer der Frau Wagnik versammelt. Während sie das Morgengetränk in die buntemalkten Tassen goß, beobachtete sie den Sonnenstrahl, der auf dem Erdboden des Zimmers zitterte.

„Es wirt ein schöner Tag heute“, sagte sie dann. „Wir sitzen hier traurig wegen der Trennung und draußen ist das Wetter strahlend heiter. Der lange Winter wird recht einsam für uns werden.“

Die kleine Stubuhr auf der Kommode schlug neun. Es war Zeit, aufzubrechen, wenn Doktor Wernicke den Omnibus erreichen wollte, der in der Nähe des Dorfes vorüberfuhr und ihn mit seinem Gepäck nach Liegnitz zur Bahn bringen sollte.

Die beiden Frauen gaben ihm das Geleit, und als das unbeholfene, ratternde Gefährt auf der Landstraße sichtbar wurde, streckte ihnen Doktor Wernicke abschiednehmend beide Hände hin.

„Adieu, Frau Wagnik,“ sagte er, offenbar mühsam seine Bewegung unterdrückend, „adieu, Fräulein Gertrud, leben Sie wohl!“

Er wandte schnell den Kopf ab: als er sich einige Schritte entfernt hatte, eilte Gertrud, von tiefer Rührung ergriffen, ihm nach und umfaßte seinen Arm.

„Herr Doktor,“ rief sie, Tränen in den Augen, „ich kann Sie nicht abreisen lassen, ohne Ihnen noch einmal gesagt zu haben, wie dankbar ich Ihnen für alle Ihre Güte bin und wie leid es mir tut, daß Sie uns schon verlassen. Sie sind ja mein Freund, mein einziger Freund, den ich besitze!“

Der Arzt hatte sich überrascht umgewandt und sah dem Mädchen tief in die Augen.

„Sie weinen, Gertrud!“ sagte er, „Sie weinen, weil ich fortgehe? So bin ich Ihnen also doch etwas wert? Ach, Kind,“ fuhr er, mit der Mutter einen Blick tauschend, fort, „wenn Sie müde sind des schweren Lebenskampfes, wenn Sie ausruhen wollen an einem Herzen, das es wahrhaft treu und ehelich mit Ihnen meint, so ist das meine bereit dazu. Es gehört Ihnen ja schon seit langer Zeit. Sie hatten freilich keine Ahnung davon, denn ich durfte es Ihnen ja nicht sagen. Aber wenn Sie mir erlauben wollten, zu versuchen, Sie glücklich zu machen, so würde es mein aufrichtigstes Bestreben sein, nach Möglichkeit allen Kampf und Schmerz von Ihnen fernzuhalten.“

Gertrud war im ersten Augenblick über diese Erklärung so bestürzt, daß sie kein Wort der Erwidering fand. Sie sah fragend zu ihrer Mutter hinüber und wunderte sich im stillen, daß diese gar kein Bestremden verriet.

Inzwischen näherte sich der Omnibus immer mehr. Der Doktor stand mit seinem Gepäck in der Hand zögernd da und ließ seine Blicke von den Frauen zu dem Wagen schweifen.

„Da uns allen der Abschied so schwer wird, so bleiben Sie doch wenigstens einen Tag länger hier, Herr Doktor,“ sagte Frau Wagnik. „Vielleicht werden wir inzwischen uns über manches klar. Ich habe Sie schätzen und lieben gelernt und wüßte niemand, dessen Charakter mir mehr Vertrauen einflößt.“

„Liebe Gertrud,“ fragte der Doktor, „glauben Sie, daß es Ihnen möglich wäre — meinen Sie, daß —“

„Ich glaube, daß meine Mutter in ihrem Urteil über Sie vollkommen recht hat, lieber Herr Doktor. Was das andere anbetrifft, so kann ich in diesem Augenblick keine entscheidende Antwort geben. Aber ich schließe mich der Einladung meiner Mutter an.“

Doktor Wernicke reichte Gertrud seinen Arm, er dachte nicht mehr daran, schon heute das Gefährt zu benutzen. Nach einer Viertelstunde saßen sie wieder in dem kleinen behaglichen Zimmer und hielten eine längere Aussprache.

„Sie sollen mir heute noch keine bestimmte Antwort geben,“ sagte der Arzt hierbei, „ich sehe ein, daß ich Ihnen Zeit lassen muß. Ich bin zwar weder reich und vornehm wie Ewald von Dahlsen, und noch weniger elegant und hübsch wie Herbert von Windheim, aber ich liebe Sie, Gertrud, habe Sie von Anfang an geliebt. Das Geheimnis meiner Liebe habe ich gehütet, weil ich sah, daß Ihr Herz sich nach anderer Seite wandte, und Sie würden nie ein Wort davon erfahren haben, wenn ich Sie mit einem andern glücklich gesehen hätte. Als Sie Dahlenshof verließen, wäre es vielleicht Zeit zum Sprechen gewesen, aber die Zweifel an mir selbst hielten mich davon zurück. Vielleicht mußte Ihnen das Schicksal erst Prüfungen auferlegen, ehe Sie den Wert eines ernsten, reifen Mannes zu würdigen vermöchten. Ich weiß, daß ich Ihnen keine leidenschaftlichen Gefühlen einflößen kann, aber ich hoffe, daß Sie später einmal die friedliche Heimat, den bescheidenen eigenen Herd, den ich Ihnen bieten kann, schätzen und lieben lernen werden, wenn Sie sich entschließen wollten, meinen Antrag anzunehmen.“

„Alles, was an Dankbarkeit und Hochachtung in mir lebt, gehört Ihnen, Herr Doktor,“ erwiderte Gertrud warm. „Ob dies genügend ist für eine so aufopfernde, selbstlose Liebe wie die Ihre, wage ich nicht zu entscheiden.“

„Ich verlange nichts Unmögliches, liebe Gertrud. Sie sollen sich über sich selbst klar werden und mir meine Frage erst nach reiflicher Überlegung beantworten. Alles, was ich erbittle, ist nur, daß ich wenigstens eine kleine Hoffnung mit hinwegnehmen darf.“

Frau Wagnik lächelte dem biedern Sprecher freundlich zu und reichte ihm die Hand, die Doktor Wernicke respektvoll an die Lippen zog. Er mußte, daß er an der Mutter eine treue und einflussreiche Verbündete hatte und das mußte vorderhand ihm genügen. Am nächsten Tage fuhr er nach Rügenwalde zurück, um seine Praxis wieder aufzunehmen. (Schluß folgt.)

Seine letzte Mensur.

Eine Studentengeschichte von H. N i e m a n n.

I.

(Nachdruck verboten.)

„Prost Dachs, dein Spezielles!“

„Danke, komme sofort nach, ich muß aber erst wieder was zur Nachkommenschaft haben, Fritz, noch einen Topf!“

„Hahaha, sehr gut, zur Nachkommenschaft! Der Dachs bringt immer unbewußt die tollsten Sachen auf die Bühne.“

„Ja, aber dennoch: Es kann vorkommen, daß unsere Nachkommen zu früh kommen und mit dem Einkommen nicht auskommen.“

„Na, dann prost, daß unsere Kinder reiche Eltern kriegen —“

„Oder lange Hälse, das ist einerlei, haha!“

„Also ein Schmollis!“

„Prost, prost!“

So scholl es unter lautem Gläserklingen, hellem Lachen und fröhlichem Geplauder von der Terrasse des Pösthoteles der fideleu Müsentadt herunter. Fast sämtliche Mitglieder der Frankonia saßen hier zum Fröhschoppen vereint. Die hellgrünen Mützen leuchteten fest in die Gegend hinein und gar schneid wand sich das grün-rot-goldne Band um manche Brust. Es wurde lustig gezecht, und keiner kümmerte sich um die Sonnenstrahlen, die sich vereinzelt durch das dichte Laubdach stahlen und hin und her huschten. Es herrschte blendendes Hochsommerwetter. Alles war in ein Meer goldnen Lichtes getaucht, und wunderschön klang in den rosigen Morgen das Gezwitsher der kleinen Vöglein, die in den Bäumen der Terrasse ihr Nestchen gebaut hatten.

Endlich erhob sich der erste Chargierte der Franken, ein hübscher, rotbackiger Kerl, der, hauptsächlich seiner dunkelbraunen Locken wegen, überall der „schöne Willy“ genannt wurde. Einen Augenblick blickte er über seine Kommilitonen hin, dann klopfte er an sein Glas.

„Ich bitte um halbes Silentium für mich. Da es so wunderbar hübsches Wetter ist, so wollen wir die Gelegenheit nicht verpassen und einen gemeinsamen Nachmittagsausflug unternehmen —“

„Bravo!“ Sehr gut! Famos!“ scholl es ihm entgegen.

„Na, wenn ihr euch beruhigt habt, kann ich wohl fortfahren. Sofort nach Tisch versammeln wir uns auf dem Bahnhof und fahren dann zwei Uhr elf zur Reunion nach Rh.; natürlich wird nicht sofort geschwoft, sondern zuerst machen wir einen kleinen Bummel durch den Stadtgarten, vielleicht können wir auch mal kahlen, dann trinken wir unseren Kaffee, und hernach kann die Tanzerei losgehen. Einberstanden seid ihr alle, freut mich sehr. Aber halt, noch ein Wort: daß mir jeder in Kneipjade, Band und Mütze erscheint! So, danke sehr.“

„Das war ja schön gesprochen, aber es fehlt uns noch einer.“

„Natürlich, der Teut fehlt, der Hans sorgt immer noch für den mit.“

„Wo steckt denn der wieder? Gestern ist er wohl von der schwarzen Elbe abgeblickt worden? Es ist aber auch rein zu toll,

zu Hause hat der Mensch ein Mädel, na, da würde jeder von uns die Finger nach leden —“

„Dho, du, hier gibt's aber auch stramme Kinder!“

„Hört mal den Lulu, den kleinen Lulu!“

„Weniger darum, aber das Mädel ist so treu wie Gold und noch so ganz unschuldig. Wer weiß sich noch zu erinnern, als sie im vorigen Jahre hier war, mit welchen Kinderaugen sie alles betrachtete, einfach reizend!“

„Da ist es um so schlimmer, daß er hier herumponstert, der Merl hat aber auch Chancen. Tipp-toppe Figur, groß, stark, famosier Fechter, und dann die Gläser — wenn er da seine Blicke durchschiefen läßt, denn sind die Weibjerl total hingerissen.“

„Ja, aber wo steckt er denn nur? Wird wohl aus Ärger von gestern abend herumstumpfen, um den Ärger hinunterzuspülen. Ist schon mal jemand zu seinem Bau gegangen?“

Jetzt wurde es aber dem Amicus intimus des Teut, dem im neunten Semester stehenden Rechtskandidaten Hans von Tornegg, zu dumm, so über seinen Teut herzugehen. Wenn er auch ein tolles Haus war, aber vollhausen tat er sich doch nicht so leicht und man konnte sich auf ihn in jeder Lebenslage verlassen, der hatte einen Willen. Und zur Verteidigung nahm er das Wort: „Wenn ich nicht total irre, dann hat der Teut doch Kolleg von neun bis elf, und da muß er ja jetzt kommen, denn es sind schon fünf über voll.“

„Ach was, an so 'nem Herrgottstag Kolleg, bist du toll?“

„Sieh, sieh, da kommt er ja schon um die Ecke herumgesehelt. Stammer Merl, der!“

Hochaufgerichtet, mit festem Schritt, kam der ehemalige erste Chargierte cand. med. Heinz Raff heran. In seinen Zügen prägte sich eine gewisse Wut aus; natürlich, die wußten ja schon wieder alles von gestern. Auf die lauten Hallos, womit man ihn empfing, hatte er nur ein kurzes „Guten Morgen!“

„Frib, bringen Sie mir eine Flasche Wasser!“

„Was, kein Bier, Teut?“

„Nein, ich mag nicht.“

„Hör mal, Teut, du bist doch mit von der Partie heute nachmittag? Wir fahren zur Reunion nach Mh.“

„Ach so, da ist wohl Keiserei mit Tanzvergnügen? Nee, danke, ich muß arbeiten; ihr wißt ja, in knapp zwei Monaten —“

„Papperlapapp, du willst dich nur drücken, weil die schwarze Else vielleicht auch da ist!“

„Da, wenn ihr das meint, dann fahr' ich sofort mit!“

„Gut gesprochen, oller Knabe!“

„Hans gehst du mit mir nach Hause? Ich möchte gern noch etwas mit dir reden.“

„Augenblick, Teut, eben bezahlen, dann steh' ich zur Verfügung! So, jetzt wär' ich so weit.“

„u Morgen zusammen!“

„Also um zwei Uhr elf am Bahnhof, in vollem Aufzug!“ rief der schöne Willy den beiden noch nach.

„Es ist doch ein netter Merl, der Teut!“

„Ja, und ein ganz strammer Bursche, ich möchte dem nicht unter die Klinge geraten. Wieviel Menschen hat der schon gestanden? Sechszwanzig Stück, alle Wetter, und nur den einen Hieb mitbekommen! Na, dann wird die vom vorigen Semester auch wohl die letzte gewesen sein: ich glaube nicht, daß er zweieinviertel Duzend voll macht!“

„Wer weiß?“

„Nee, — dann wollen wir uns auch mal so langsam treffen.“

„Also um zwei Uhr elf, verstanden, nicht wahr?“

„Schöner Willy, bald können wir's auswendig!“

Alle tranken ihre Gläser leer, und fünf Minuten später war keine grüne Mütze mehr zu sehen.

„Gott sei Dank, daß wir aus dem Affenkasten raus sind. Das ist ja eine schreckliche Bummelrei, in der Zeit kann man bald zu Fuß da sein.“

„Sind wir denn nun auch alle zusammen?“

„Zawohl, es fehlt keiner.“

„Na, immer los! Zuerst zum Gondelsteich. Hier gleich links herauf, da kommen wir am ehesten hin!“

„Kinders, wer hat denn von euch eine Zigarette für mich über?“

„Gott sei Dank, wenigstens eine mitteilidige Seele.“

Unter diesen Gesprächen kamen die Franken zu dem ersehnten Teich. Bald sah man nur noch grünbemühte Leute in den Röhnen. Der lange Teut lehnte nachlässig gegen den Rand des Mahnes, er schien gar nicht zu der lustigen Gesellschaft zu gehören. Das bemerkte der immer zum Reden aufgelegte kleine Lulu. Er rief deshalb: „Teut, wenn du sie heute nicht zum Tanze holst, dann laper ich sie mir!“

Daraufhin ging eine lustige Hänselei los, und bald hörte man die fidele Weise:

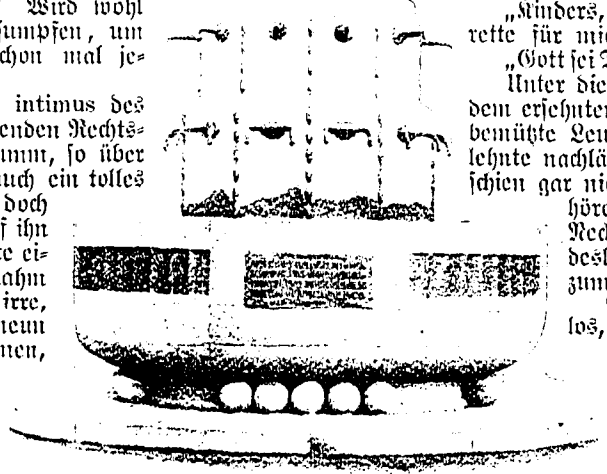
„Eine Schwalbe macht kein Sommer,
Wenn sie gleich die erste ist,
Und mein Liebchen mir kein Sommer,
Wenn sie gleich die schönste ist.“

Bald aber, als sich einige Leute Blasen vom Rudern geholt hatten, zog die Frankonia dem Kirchhaus zu, um den Kaffee zu trinken. Alle grup-

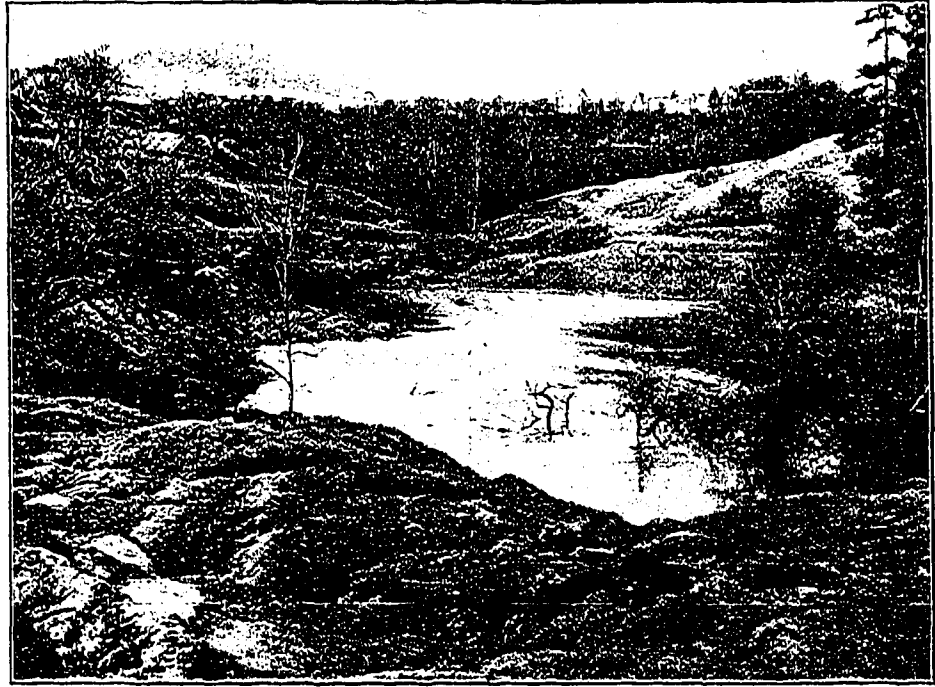
pierten sich um die drei Tische in der oberen linken Ecke, von wo man den ganzen Saal vollständig überschauen konnte. Noch war der Kaffee nicht ganz alle, als die Musik mit einem feurigen Straußwalzer einsetzte. Auf einen Schlag sprangen die Franken auf, und bald wogten die Grünen zwischen weißen und hellfarbigen Sommertoiletten, schwarzen Fräcken und bunten Offiziersuniformen einher. Ganz interesselos blickte der weiland Erstchargierte der Frankonia in das Gewoge hinein. Er war als einziger Franke sitzen geblieben, und der sonst so leidenschaftliche Tänzer begnügte sich damit, seinen Glimmstengel zwischen

den Zähnen zu malträtieren. Aber halt, was war das? Starr war sein Blick zu der Saaltür gerichtet; da stand am Arme eines jungen Husarenleutnants die schwarze Else. Aber auch sie hatte ihn an dem leeren Tische sofort gesehen, und sie zuckte leicht unter seinem Blick zusammen. Kein Auge wandte er von ihr, erst als sie ihrem Kavaliere gegenüber an einem kleinen Eck-tischen Platz genommen hatte, wußte er genug; und er blickte scheinbar gedankenlos wieder in den Saal. Sein Plan stand fest. Ohne ihren Kavaliere zu beachten, wollte er sie zum Tanze holen. Daß es dabei zu einem Strach kommen würde, war ja klar. Dann hatte er sich

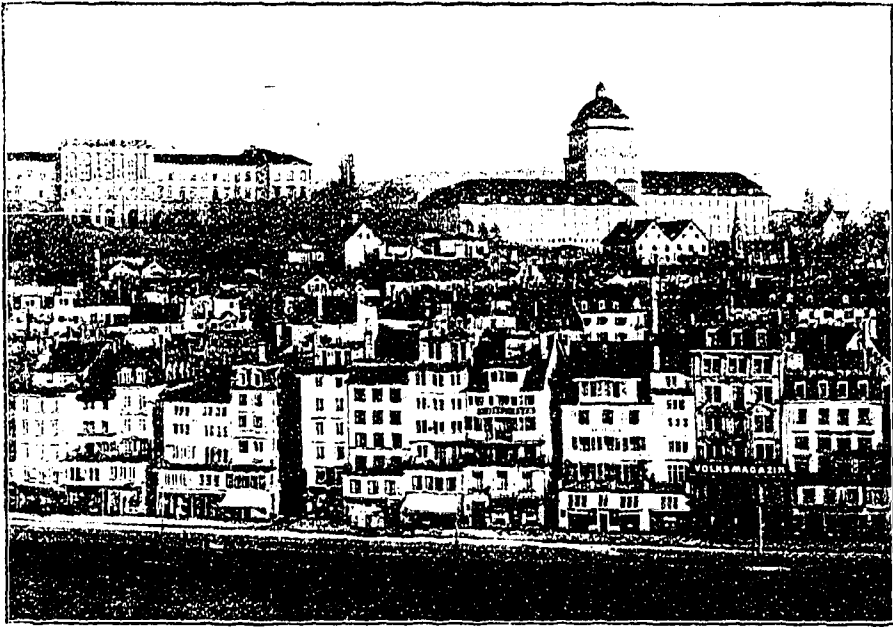
gerächt; er hatte sie in einen öffentlichen Skandal verwickelt und dadurch in den Augen der anwesenden vornehmen Gesellschaft enteht und unmöglich gemacht. Schon waren die Walzerklänge verklungen, und als Hans wieder am Tisch saß, flüsterte er seinem Teut zu: „Du, ich habe sie gesehen!“



Der Genovebabrunnen in Mülheim a. Rh. (Mit Text.)



Der wandernde Berg in Böhmen. (Mit Text.)



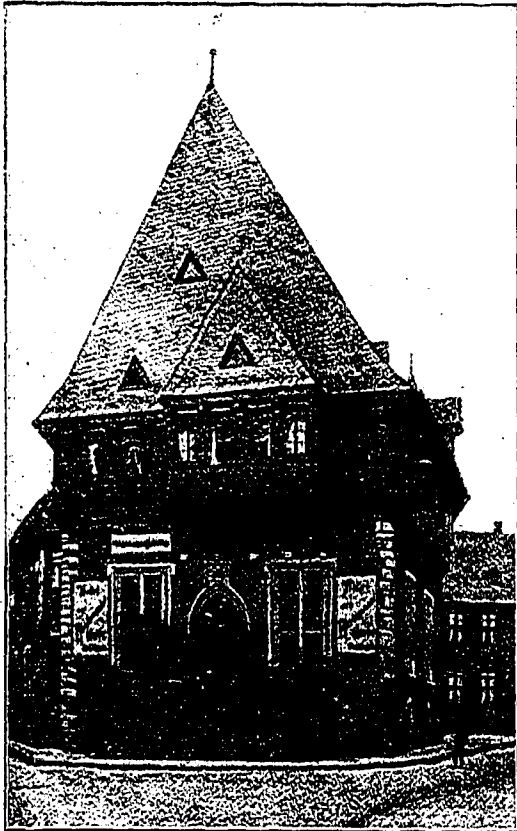
Die neue Universität in Jülich. (Mit Text.)

„So, das freut mich!“ erwiderte er einfach.

„Ja,“ fiel Willy ein, „mit 'nem jungen Leutnant, aber tod-schick ist sie!“

Die Musik setzte zu einem Two-step an und entthob Teut so, die ihm lästigen Nebensarten anhören zu müssen. Kurz entschlossen stand er auf, zog seinen grünen Rock zurecht und schob das Band wieder in die richtige Lage, dann griff er nach der

Mütze, die er für einen Augenblick auf einen Stuhl gelegt hatte, stülpte sie auf und steuerte mit festem Schrittdirekt auf den kleinen Tisch zu. Aber noch bevor er dort war, hatte Else ihren Leutnant beim Arme ergriffen und tanzte mit ihm dahin. Eine grim-mige Wut erfaßte ihn, besonders aber weil er glaubte, auf ihrem Gesicht ein triumphierendes Lächeln gesehen zu haben. Er war viel zu viel Weltmann, als daß ihm sein Mißer-folg hätte



Das historische Gildehaus in Goslar. (Mit Text.)

aus der Fassung bringen können; mit scharfem, unauffälligem Blick hatte er eine junge Dame erkannt, mit der er schon öfter hier zusammen gewesen war, und bald tanzte auch er durch den Saal. Im stillen aber nahm er sich vor, nach diesem Tanz gar nicht erst an seinen Platz zurückzukehren, sondern nach draußen zu gehen und von dort seinen Angriff zu wiederholen. Von da würde ihn dann die schwarze Else nicht erwarten, und da sie ihn auch vorher nicht sehen konnte, so war er sicher, daß sie seine Absicht nicht ein zweites Mal vereitelte.

Kaum hatten sich die Musiker zu dem neuen Spiel ange-

schickt, als Teut sich leicht vor der schwarzen Else verbeugte; seine Augen zwinkerten ge-hässig, als er ihr in barschem Ton befahl:

„Tanze mit mir!“

Die schwarze Else war vor Schreck fast gläubt und ließ ihre Hand, die die Tasse hielt, kraftlos in den Schoß fallen; sie war über-haupt unfähig, etwas zu tun oder zu sagen. Ihr Ritter, schon empört über das dreiste Benehmen dieses „Burschen“, übersehante nun die Sachlage. Sporenkittend sprang er auf, stampfte mit dem Säbel auf den Boden, konnte aber vor Erregung kein Wort hervor-bringen und rang, kirschrot im Ge-sicht, nach Atem.



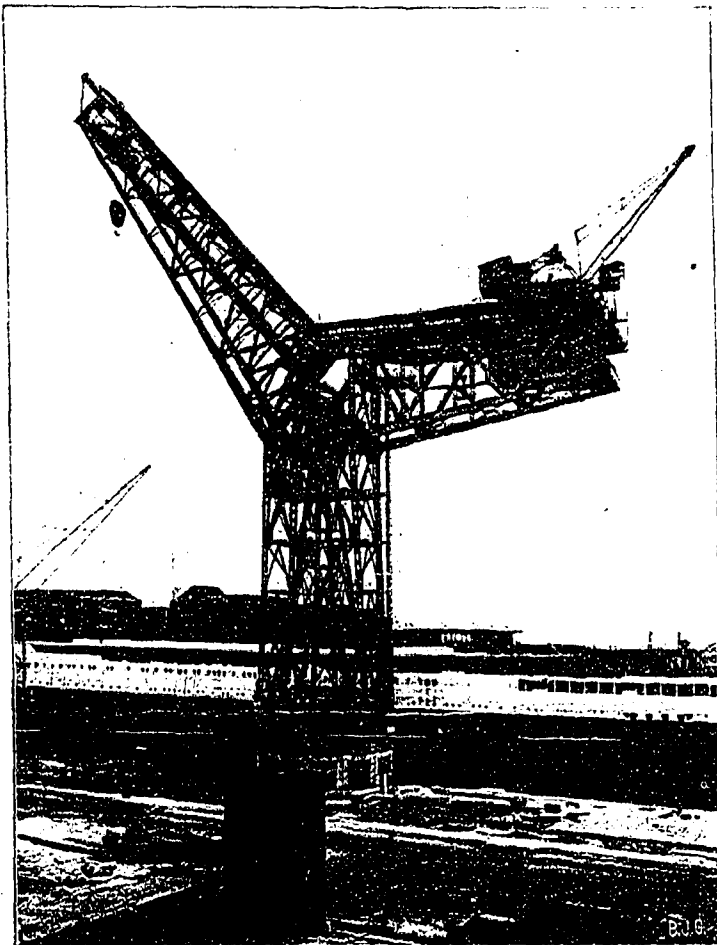
Wirkl. Geh. Rat Fr. Wilh. v. Loebell, der neuernannte preuss. Minister des Innern. (Mit Text.)

Während dessen aber stand Teut mit verchränkten Armen vor dem aufgeregten Herrn und sah ihn mit seinen stehenden Augen halb spöttisch, halb mit-leidig durch seine funkelnden Gläser an.

Aber nur einen Moment dauerte diese Situation, dann hatte sich der uniformierte Herr gefaßt und leuchtete:

„Sie unverschämter Patron! Wie können Sie Grünschnabel sich der Dame gegen—“

Weiter kam er nicht, denn der scheinbar ruhige Student hatte



Ein technisches Niesentwerk. (Mit Text.)

ihm mit der rechten Hand einen derartigen Schlag ins Gesicht versetzt, daß er zurücktaumelte, dann warf er dem tödlich beleidigten lässig seine Karte auf den Tisch und schritt unbekümmert durch den allgemeinen Tumult seinem Plage zu. In korrekter Haltung teilte er seinen Corpsbrüdern den Vorfall mit und verließ dann mit seinem Freunde Hans das Lokal.

Am anderen Morgen gegen halbzwölf Uhr fuhr ein Dienstauto an dem Hause Kirchstraße 12 vor. Zwei Herren in Schwarz entstiegen dem Wagen und gingen die Treppen bis zur zweiten Etage empor, wo sie einen Augenblick stehen blieben, um die Namen an den Türen zu entziffern. Richtig, hier war es ja. Auf einer angehefteten Karte stand: Heinz Raff, cand. med.

Die Herren traten auf das kurze „Herein“ in das Zimmer. Sie verbeugten sich und murmelten einige unverständliche Worte, jedenfalls ihre Namen. Auch Teut verbeugte sich, bot den Herren Platz an und wartete dann ab; er wußte ja, warum die Herren kamen. Nach einer kurzen Pause begann einer der Herren:

„Sie wissen wohl schon, weshalb wir hier sind; wir gentigen kurz unserer Pflicht und überbringen Ihnen die Forderung des Herrn Kurt von Landeck, zurzeit Leutnant im 1ten Husarenregiment hierelbst. Dieselbe lautet auf schwere Säbel sine-sine bis zur Kampfunfähigkeit. Die Forderung ist vom Ehrenrat genehmigt, nachdem eine Pistolenforderung auf drei Schritt Distanz abgelehnt wurde. — Also Sie nehmen diese Forderung an! Dann haben wir nichts weiter zu verhandeln, als noch Ort und Zeit anzugeben. Als Standpunkt ist die kleine Lichtung im Forst gewählt worden, sie liegt etwas abseits der Müchholtschust; der Zeitpunkt ist auf übermorgen, also Samstag früh fünf-einviertel Uhr festgesetzt. Wir danken Ihnen verbindlichst!“

Wieder die kurzen gegenseitigen Verbeugungen, doch diesmal mit zaghaftem Händedruck — dann war Teut allein. Samstag früh, — da hatte er ja noch anderthalb Tage Zeit, seine Entledigungen zu machen und noch einmal mit seinen Kommissitonen zusammenzukommen. Jedenfalls sollte ihm sein Hans sekundieren, und der dicke Dachs konnte schon als Fickarzt mitgehen, falls überhaupt bei sine-sine noch was zu fliden war, hahaha! Übermütig riß er den Paradesäbel, den er einst von einem Leibsuchs erhalten, von der Wand und suchte damit in der Luft herum. Auf seinen Arm konnte er sich verlassen, das stand fest, also kommt's losgehen. Aber was machte er mit seinen Augen; diesmal stand ihm keine Mensurbrille zur Verfügung. Pah, er ließ einfach seinen Klemmer auf! Dann stülpte er seinen Hut auf und ging, sein Mittagbrot einzunehmen.

3.

Schon um vier Uhr morgens am Mensurtag war Heinz Raff auf den Beinen. Er wußte, dies wurde seine schwerste Mensur. Denn so scharfe Bedingungen waren ihm noch nicht gestellt worden. Ohne Binde und Bandage, bis zur Unfähigkeit. Da der Gegner doch jedenfalls auch ein guter Säbelschlechter war, so war es sehr fraglich, wer von ihnen unterliegen würde. Aber wozu nun noch die Bedenken! Schnell tauchte er seinen Kopf ins Wasser, und als er mit Waschen fertig war, stellte er sich ans offene Fenster und schaute in den Garten hinaus. Wie tat ihm die frische Morgenluft gut! Er entblöhte seine Brust gänzlich und sog begierig die würzige Luft durch Mund und Nase ein. Lange, lange hatte er so gestanden, noch einmal schweißten seine Gedanken zurück. Seine ganze Kindheit, überhaupt sein ganzes bisheriges Leben zog noch einmal an seinem geistigen Auge vorüber. Er war noch nicht ganz mit dem Ankleiden fertig, als er auch schon den Wagen heranrollen hörte. Einen Augenblick später ertönte der Verbindungspfeiff, und schon stand Hans im Zimmer.

„Ah, das ist gut, daß du schon auf und sogar bald fertig bist.“

„Ich bin schon seit vier Uhr auf.“

„Außer Dachs sind noch Willy und der kleine Lulu mitgekommen.“

„Das ist mir alles einerlei.“

„Na, nur den Kopf nicht hängen lassen!“

„Das hab' ich noch nie getan, das weißt du auch.“

„Nun komm aber, es wird Zeit!“

„Hör mal, Hans: Wenn es mir schief gehen sollte, dann bringe diesen Brief, bitte, sofort, er ist an meine kleine Braut. Die Briefe, die ich sonst noch zu besorgen habe, liegen in meinem linken Schreibtischfach, hier ist der Schlüssel dazu. So, nun wär' ich fertig, komm!“

Im Wagen bot man Teut nach der Begrüßung einen Platz an, infolgedessen mußte der kleine Lulu auf den Kutschersitz klettern. Ohne viel zu sprechen ging die Fahrt von statten, und nach fast zehn Minuten erreichte man das Ziel. Die Gegner waren schon da, und man begrüßte sich flüchtig.

Die Ärzte hatten ihre Utensilien schon bereitstehen. Jetzt wurden die Klingen geprüft, die Entfernung war gemessen, die Gegner hatten Stellung genommen, alle waren bereit.

Hans hob noch einmal seine Sekundiermaske und läßerte dem Freund zu, nur jeden Schlag ruhig zu überlegen.

Kurze Pause, dann: „Bitte, Herr Unparteiischer!“

„Bindet die Klingen!“

„Gebunden ist!“

„Silentium für den Ehrengang!“

Glockenhell klang Stahl an Stahl.

„Silentium für den ersten scharfen Gang!“

Mesfierscharf klangen die Kommandos:

„Eins — zwei — drei!“

„Mensur —“

„Fertig!“

„Los!“

Schlag auf Schlag jauchte herab, jeder Hieb wurde pariert. Die Sekundanten standen wie Tiger in gebückter Stellung, jeden Augenblick bereit, einen Hieb aufzufangen.

„Halt!“

„Halt!“

„Herr Unparteiischer, bitte um Pause, Säbelbruch auf Frankonias Seite!“ rief Hans.

„Pause rechts!“

Durch den Bruch war die Klinge des Leutnants abgeglitten und hatte Teut einen Riß auf der rechten Wacke vom Auge zum Mund beigebracht, jedoch ohne Bedeutung. Schnell wurde mit etwas Sublimatwasser ausgewaschen, und es konnte weiter gehen. Teut hatte eine neue Klinge erhalten und wiegte sie in der Hand. Der dicke Dachs rief nach: „Ach hätte die Klingen links zu desinsizieren!“ Die Morgensonne stahl sich jetzt auch durch die Bäume, und gespenstisch huschten die Strahlen über die kräftigen entblöhten Oberkörper der erbitterten Gegner.

Nachdem der Leutnant einen Schluck Wasser getrunken, nahm der Herr Unparteiische wieder das Wort:

„Silentium für den zweiten scharfen Gang!“

„Eins — zwei — drei!“

Wieder antworteten die Sekundanten: „Mensur —“

„Fertig!“

„Los!“

Wieder prallten die Säbel aneinander. Hieb folgte auf Hieb. Zischend sausten die Klingen durch die Luft. Da — ein dumpfer Knack, ein hoch aufschießender Blutstrahl.

„Halt!“

„Ein Blutiger auf linker Seite!“

„Herr Unparteiischer, bitte um Abfuhr!“

„Abfuhr links!“

Beide Mediziner waren sofort bei dem dumpf röchelnden Leutnant. Die Schädeldecke war durch einen fürchterlichen Hieb völlig zertrümmert; die Klinge war ins Gehirn hineingedrungen. Die Ärzte trugen den Ohnmächtigen zum Verbandplatz. Viel Hoffnung war nicht mehr. Nur ganz schwach noch pulsierte das Leben.

Als Teut sich wieder angekleidet hatte, wollte er sein Opfer noch einmal sehen und vielleicht einen versöhnenden Händedruck austauschen, aber schon kam ihm Lulu entgegen und sagte, daß der Schwerverletzte den Ärzten unter den Fingern weggestorben sei.

Da ließ sich Teut auf einen Baumstumpf nieder und weinte heiße, bittere Tränen, der ganze Körper des starken jungen Mannes war erschütteret. Hier saß er, bis alle fort waren. Der tote war eingehüllt und in dem von den Franken bereitwilligst zur Verfügung gestellten Wagen untergebracht worden. Als auch die Franken gegangen waren, kam Hans zu seinem Freund und bot ihm die Hand: „Teut, eine feine Mensur, aber die Folgen! Du hast dem preußischen Staat einen Offizier genommen.“

Das war seine siebenundzwanzigste und zugleich letzte Mensur!

Wie ein Obstfreund den Feinden seiner Erdbeeranlage zu Leibe ging.

Man kann sich wohl den Schmerz und die Enttäuschung des Gartenfreundes vorstellen, wenn er wahrnehmen muß, daß die von ihm so zärtlich gepflegte Erdbeeranlage eines schönen Tages der schönsten Früchte beraubt wurde. Rache schwört er den Missetätern, und bald hat er die einzelnen Sünder entdeckt, gegen die er ungefümt die Verfolgung aufnimmt: Aus der Vogelwelt ist es die gefräßige Amsel, welche den Erdbeeren am meisten zusetzt. Lange blieben alle Bemühungen, den Räuber zu verschrecken, umsonst. Für Papierfächchen und andere Vogelscheuchen hatte sie kein Verständnis. Frau Amsel ist eine Frühluststeherin und hatte längst, ehe der Gartenfreund zu seinen Erdbeeren kam, ihr Frühstück gehalten. Endlich kam ihm ein Zufall zu Hilfe. Er bemerkte, daß die Amsel niemals von oben in die Anlage einfliegt, sondern stets von unten in die Erdbeeren hineinkläuft. Aus alten Kistenbrettern schnitzte er sich nun schmale Stäbe,

schneidet am oberen Ende fünf Kerben hinein und trieb diese in Abständen von 1 m rund um das Erdbeerbeet in die Erde und umspannt mit billigem, schwarzem Garn von Stab zu Stab in vier, fünf Runden das Beet. Einige außerhalb dieser Umfriedung sich hervorwagende einzelne Beeren sicherte er noch dadurch, daß er über jede einen Faden Garn in Form einer Schlinge legte.

Verzierbild.



von H. v. d. G.

der Gartenfreund einschreiten mußte. Es sind dies die Nachtschnecke, der Engerling und der Erdbeerwürler. Die Nachtschnecke hat ihren Namen daher, daß sie im Gegensatz zu ihren Verwandten, den Weinbergschnecken, Schnirkelschnecken usw., kein Haus trägt. Von unseren Gartengewächsen bevorzugt die Nachtschnecke hauptsächlich die köstliche Erdbeere und den zarten Salat. Die schönsten Beeren werden von ihr angegriffen, bis zuletzt nur noch der Stummel übrig bleibt. Die Schnecke geht ihren Tafelfreuden nur in der Nacht nach, und einmal um Mitternacht überraschte der Gartenfreund bei Laternenlicht unzählige kleine Schnecken beim göttergleichen Mahle. Er sammelte die kleinen Schlemmer in einem Topfe und tötete sie durch Überbrühen mit heißem Wasser. Auch legte er kleine Bretchen zwischen den Erdbeeren nieder; die Schnecken vertriehen sich tagsüber darunter und können leicht eingesammelt werden.

Ein ungeahnter Feind der Nachtschnecke und Helfer des Gartenfreundes ist die Kröte. Aber auch die Geflügelwelt leistet Polizeidienste. Die Laufenten sind es, die sich als eifrige Jäger auf Gartenschädlinge betätigen.

Der zweite Schädling ist der Engerling, er nagt die Wurzeln der Erdbeerpflanzen ab. Zu seiner Bekämpfung und Vernichtung mußten an Stauden, die ein weisses Aussehen zeigten, die Wurzeln freigelegt werden, um die Missetäter zu fangen. Eine andere gute Fangmethode ist die, zwischen die Erdbeeren einige Salatpflanzen zu setzen. Die zarten Wurzeln dieser Pflanze sind dem Engerling noch lieber als die der Erdbeerpflanze. Findet man die Salatpflanzen welken, so sitzen sicher gleich ein paar Engerlinge darunter.

Als dritter Schädling endlich kommt der Erdbeerwürler in Frage. Dieser bereitet dem Gartenfreunde auch viel Kopfzerbrechen, da er sein Wesen im verborgenen treibt. Er zerstört den Fruchtboden der Blüte und nagt an den jungen Blatt- und Blütenstengeln. In früher Morgenstunde schon muß er von den Erdbeerstauden abgelesen oder abgeschüttelt werden.

fein herausgeholfen.

Eine der originellsten Persönlichkeiten im alten Berlin war der Komiker Fritz Beckmann am Königsstädtischen Theater. Er war als Wühlpöbel allgemein verhasst, und seine lose Zunge brachte ihn häufig in Konflikt mit den unglücklichen Opfern seines unerschöpflichen Humors. Einmal, so erzählte man sich, war er wegen Beleidigung eines Berliner Bankiers namens Fränkel vom Gerichte dazu verurteilt worden, dem Beleidigten in Gegenwart von Zeugen Abbitte zu leisten.

Zur bestimmten Stunde erschien der Komiker auch in der Wohnung des Bankiers, der zu dieser Gelegenheit eine große Gesellschaft geladen hatte, um der erwarteten Genugtuung einen feierlichen Anstrich zu geben. Der arme Sünder ließ sich melden. Statt aber in das Zimmer einzutreten, steckte er nur seinen Kopf durch die geöffnete Tür und fragte im höflichsten Tone: „Können Sie mir nicht sagen, ob hier Herr Meyer wohnt?“

„Sie irren sich, Herr Beckmann,“ entgegnete der erstaunte Bankier, ihm entgegengehend, „Meyer wohnt eine Treppe höher.“

„O, dann bitte ich tausendmal um Verzeihung“, verbeugte der Schalk, und war so wörtlich dem Urteile des Gerichtes nachgekommen.

Der Bankier mit samt seiner Gesellschaft machten anfangs fürchterlich verblüffte Gesichter, dann aber mußten sie ebensovöllig fürchterlich lachen; der Bankier nahm den Spaß für eine volle Genugtuung und ließ den Komiker ferner ungeschoren.

Ein Kaiser und die Wahrheit.

In China gab es früher einen Mandarinentat, der sich aus zwölf Mitgliedern zusammensetzte. In der Halle, wo die Beratungen stattfanden, stand eine große eiserne Kiste. Durch eine Öffnung warf man immer die Memoiren über die Taten des regierenden Kaisers hinein. Ein Staatsgesetz verbot, die Kiste vor dem Ableben des jeweiligen Kaisers zu öffnen.

Einmal wollte aber ein Kaiser zu seiner Lebenszeit durchaus wissen, welches Charakterbild die Mandarinen von ihm entworfen hätten, und da er seine Neugierde nicht bezwingen konnte, mußte die heilige Kiste entgegen dem Gesetze geöffnet werden. Da fand er in den Memoiren, wie seine Mitwelt über seine ungerechten Handlungen schwer klagte.

Wütend darüber ließ der Kaiser den Vorsitzenden des Rates zu sich kommen und ihm aus Zorn schließlich den Kopf abschlagen.

Am nächsten Tage bereits enthielt die Chronik genauen Bericht über diese neue kaiserliche Freveltat.

Die Folge war, daß auch das zweite Oberhaupt des Rates getöpt wurde. Ebenso erging es auch einem dritten Vorsitzenden.

Als nun auch der vierte Vorsitzende vor den Kaiser geführt werden sollte, ließ der Mandarine sich durch seine Sklaven einen Sarg vorantreiben. Er sprach: „Ich fürchte den Tod nicht, aber vergebens ist es, den Mund der Wahrheit zum Verstummen zu bringen.“

Der Kaiser, voll Bewunderung über diesen Mut, zeichnete den Mandarinen durch Geschenke aus und ließ dann die Kiste nie mehr öffnen.

Rosenlied.

Und wieder blühen die Rosen
In alter, bezaubernder Pracht,
Und laden zum Küssen und Rosen
In schweigender Sommernacht.

Und wieder umfängt uns der Traum
Buntschillernder Schnulchstranz:
Die duftenden Rosenbäume,
Sie flüstern im Mondenglanz.

Und wieder blühen die Herzen
So glieddurchflutet, so hold,
Gleich schimmernden Altarskerzen,
Gleich sprühendem Sonnengold.

Sie flüstern von Sommertagen
Der Jugend, vertauscht, verglüht,
Da wir im Herzen getragen
Rosen, holdselig erblüht.

Sie wecken verklungene Lieder
Voll süßer, betörender Macht —
Rosen, sie grüßen uns wieder
In lodender Zauberpracht . . .

A. W. Burda.

Unsere Bilder

Das neue Riesengebirgsmuseum in Hirschberg i. Schl. Mitte April wurde das von dem Riesengebirgsverein mit einem Kostenaufwand von 125000 Mk. erbaute neue Heimats-Museum in Hirschberg feierlich eröffnet, zu dem die Stadt Hirschberg einen schön gelegenen Platz am Fuße des Kavallerberges hergegeben hatte. Das Werk wurde erheblich durch die eifrige Sammlertätigkeit des Hirschberger Justizrates Seydel gefördert, der in den letzten 25 Jahren den größten Teil der im Museum untergebrachten zahlreichen Dokumente schlesischer Heimatskunst und schlesischen Gewerbelebens zusammengebracht hat. Die Museumsanlage umfaßt das auf unserer Abbildung von der Straßenseite aus aufgenommene Hauptgebäude und zwei Anbauten nach der Gartenseite, ein Gebirgsbauernhaus und ein Hirschberger Patrizierhaus. Gleich beim Betreten der Eingangshalle erlebt übrigens der Besucher eine sehr wirksame Überraschung: außer der Entwidlung der berühmten schlesischen Glasmacherei vom 14. Jahrhundert bis zur Gegenwart, zahlreichen Meisterwerken der Kunstschlosserei und der Holzbildhauerei, wird in einer Ecke der einst in Warmbrunn mit größter Meisterhaftigkeit geübte Siegel-Steinschnitt gezeigt, und zwar durch einen seiner berühmtesten Vertreter, den Schleifer Friedrich Siebenhaar (gestorben im Jahre 1895), der verblüffend porträtähnlich in seiner Werkstatt am Rade sitzend nachgebildet ist. Das hübsche Kunstwerk ist von der Warmbrunner Schnitzschule angefertigt, und man muß schon sehr geübt sein in der Unterscheidung wirklichen Lebens von einer künstlerisch gelungenen Nachbildung, um an dieser Überraschung ohne nachhaltiges Staunen vorüberzugehen.

Der Gedenkbrunnen ist ein Geschenk der Familie Martin an die Stadt Mülheim am Rhein. Der Brunnen ist in rötlichem, gestocktem und geschliffenem Odenwaldgranit ausgeführt. Die überlebensgroße Gruppe sowie die Wasserpeier sind in Bronze gegossen. Das Werk, eine gemeinsame Arbeit der Bildhauer H. Hertel und S. Hirschbaum, wurde im Atelier Hertels geschaffen und bildet einen bleibenden Schmuck für die rührige und fortschreitend sich entwickelnde Industriestadt am Rhein.

Der wandernde Berg in Böhmen. Seit einigen Wochen befindet sich der Hopfenberg in der Böhmisches Schweiz in ständiger Bewegung nach abwärts. Das interessante Naturschauspiel nimmt jetzt einen katastrophalen Charakter an, nachdem die Erdmassen bereits mehrere Ortsteile be-

drohen und schon ungeheuren Sturmabenden ausgerichtet haben. Zur Hilfeleistung mußte man Militär requirieren. In der Nähe von Vodenbach wurde durch Staunung des Weizbaches ein See gebildet, der zusehends wuchs und bald eine Tiefe von sechs Metern erreichte. Alle bis jetzt zur Abseitung dieses unerwünschten Wasserregens vom Militär angelegten Gräben wurden in kurzer Zeit wieder verschüttet. Überall mahnen Warnungstafeln vor dem Betreten des Rutschgebietes. Ein gelegentliches leises Knistern und dann und wann das Krachen eines Baumes und einer Wurzel, die zerissen wird, verraten, daß die Rutschung weiterkriecht.

Die neue Universität in Zürich. Mit einem Kostenaufwand von fast fünf Millionen Mark wurde in Zürich ein Universitätsgebäude errichtet, das einen Schmuck und einen neuen Anziehungspunkt der schönen Stadt bildet. Das Hauptgebäude mit dem Biologischen Institut erhebt sich auf derselben Höhe, auf der die Technische Hochschule liegt, während die einzelnen Institute in der Stadt untergebracht wurden. Dem Kollegiengebäude ist nach Westen eine Terrasse vorgelagert, die als Garten zum Haus gehört und einen prächtigen Ausblick auf Stadt und See bietet. Die Erbauer, Architekten Curjel & Moser, waren bestrebt, eine Baunanlage zu schaffen, durch die dem Gebäude der Technischen Hochschule (siehe links auf unserem Bild) kein Eintrag geschieht. Im Gegenteil hat das imposante Stadtbild Zürichs durch den Universitätsbau eine weitere Verschönerung erfahren.

Das historische Gildehaus in Goslar unter dem Hammer. Das alte Gildehaus, eines der schönsten bürgerlichen Wandmalereien aus Goslars spätmittelalterlicher Zeit, soll demnächst öffentlich versteigert werden. Es wurde um 1503 erbaut und diente als Gildehaus der Bäckerzunft, jetzt hat sich auch in ihm wie in den beiden anderen bekannten Häusern, dem Brusttuch und der Kaiserwirth, ein Restaurationsbetrieb im altdeutschen Stil niedergelassen. — Goslar besitzt ein Ortsstatut gegen die Verunstaltung des Stadtebildes und ist daher nicht zu befürchten, daß das Gildehaus dem Untergang geweiht ist. Man dürfte aber gespannt sein, wie sich das weitere Schicksal des Gebäudes gestalten wird.

Wirtl. Geh. Rat Friedrich Wilhelm v. Loebell. Der neuernannte preussische Minister des Innern, Herr v. Loebell, der viele Jahre hindurch die rechte Hand und der vertraute Berater des Fürsten Bismarck war, ist sehr geschickt, sehr erfahren und sehr beliebt. Er ist jetzt neunundfünfzig Jahre alt, geboren in Kloster Lehnin, verheiratet mit Margarete v. Flotzwell, und hat, vom Referendar ab, die ganze Verwaltungskarriere absolviert. Vom Landrat stieg er zum Generaldirektor der Landesfeuerpolizei der Provinz Brandenburg auf, dann wurde er Chef der Reichskasse und Unterstaatssekretär. Vorher hatte er, von 1898 bis 1900, dem Reichstag und von 1901 bis 1904 dem Abgeordnetenhaus als Mitglied angehört, und aus dem Parlament hatte ihn sich dann Fürst Bismarck in seine nächste Nähe, in die Reichskasse, geholt. Als Fürst Bismarck sein Kanzleramt abgab, verließ auch Herr v. Loebell die Wilhelmstraße und Berlin — er wurde zum Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg und zum Wirklichen Geheimen Rat ernannt, trat aber auch von diesem Posten bald aus Gesundheitsrücksichten zurück.

Ein technisches Riesenwerk. Auf der Schiffswerft von Blohm und Voß befindet sich ein Riesenkrahn, der imstande ist, 250 Tons fortzubewegen. Man macht sich einen Begriff von dem enormen Gewicht, wenn man sich vor Augen hält, daß 25 beladene Eisenbahnwaggons diesen Gewicht entsprechen.

Allerlei

Ein Irrtum. Herr: „Hören Sie mal, Marie, der Kaffee ist ja heute viel stärker als gewöhnlich.“ — Kellnerin: „Ach, entschuldigen Sie, gnädiger Herr, da habe ich Ihnen wahrscheinlich meinen Kaffee reingebracht.“

Erst. K o t e l g a s t: „Warum ist denn heute, am letzten Tage, mein Zimmer nicht geheizt worden, ich friere ja entsetzlich!“ — K e l l n e r: „Das ist vergessen worden... übrigens, der Wirt bringt Ihnen gleich die Heizung, da werden Sie schon warm!“

Doch! K.: „Gestern war der Baron Windig bei mir und wollte mich um hundert Mark anpumpen, — ich bin ihn aber mit guter Manier schnell wieder los geworden.“ — W.: „Na, da gratuliere ich! — Wie ist dir denn das Kunststück gelungen?“ — K.: „Ich habe ihn einfach an dich verwiesen!“

Chinesische Reisesitte. Zwei Engländer, die zu einem chinesischen Beamten nach Ning-Po zu Besuch reisten, erzählten über ihre Reiseerlebnisse nette Einzelheiten. Sie mußten in den in China gebräuchlichen Säufen reisen, die dicht geschlossen sind. Da sie die Luft etwas wenig zuträglich fanden, baten sie die Träger, die Fenster auf dem Dache zu öffnen. Allen Forderungen der Reisenden begegneten die Führer mit Gleichgültigkeit, so daß sie sich schließlich entschlossen, die Fenster selbst zu öffnen. Als sie sich der Stadt näherten, sahen sie, daß sie der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit wurden. Fünfhundert und bald zweitausend Menschen um-

gaben die Säufe und stießen wilde Drohungen gegen die beiden Insassen aus. Glücklicherweise unternahmen die Leute nichts Schlimmeres gegen sie. Als sie ihren Bestimmungsort erreichten, empfing ihr Gastgeber sie erstaunt und sagte ihnen: „Lieber Himmel, was haben Sie getan? Nur zum Tode verurteilte Verbrecher werden in offenen Säufen befördert!“

Gemeinnütziges

Sauermilchkäse werden in der Weise aus der Milch bereitet, daß man sie säuern läßt und auf 40 Grad Celsius erwärmt. Der auf diese Weise gewonnene Quark ist in einem Sack oderbeutel mit der Hand auszupressen. Die Käse werden mit der Hand geformt und mit Salz eingetrichtert.

Wird die Sonnenblume feldmäßig angebaut, so darf der Acker nicht zu stark austrocknen. Die Sonnenblume hat ein starkes Verdunstungsvermögen.

Rhabarberblätter ergeben ein angenehmes, spinatähnliches Gemüse. Man nehme aber nicht die größten Blätter dazu, sondern die zarten, jungen. Besonders schmackhaft wird das Gemüse, wenn ein paar Handvoll englische Sauerkraut oder Melde mitgelocht werden. Im übrigen ist die Bereitung wie bei Spinat.

Wird schwefelsaures Ammoniak auf Weiden mit gutem Kautschuk verwendet, so verflüchtigt ein gut Teil Ammoniak und die Stickstoffwirkung ist gering.

Braune Schuhe reinigt man mit Milch, reibt sie dann noch einmal sorgsam mit einem reinen Flanellappen trocken und bringt dann erst eine gute Creme darauf, die auch sehr gründlich verrieben und dann blank gepußt werden muß.

Geflochtene Fußringe müssen den Tauben schon in den ersten acht Tagen ihres Lebens angelegt werden; später ist es nicht mehr möglich, die Ringe über die Beine zu bringen.

Das Schwarzwerden der Blattspitzen bei *Carex recurvata* wird durch Trockenheit des Erdballens verursacht. Diese Pflanze verlangt ziemlich viel Feuchtigkeit und öfters einen Düngungs. Da sie sich im Zimmer bei einigermassen freiem Standort gut hält, so veräume man nicht, sie vor- und nachmittags zu gießen und die Töpfe in mit Wasser gefüllte Untersätze zu stellen.



Mißverständnis.

Arzt: „Aber, Herr Müller, Sie wollen die Pille gar in Bier nehmen, das geht doch nicht!“
Patient Müller: „O mei, Herr Doktor, dös klein Bissel wird doch der ganzen Maß Bier nit schaden?“

Gegen eine Reihe von Magenbeschwerden, insbesondere gegen Sodbrennen, Magenkrampf und Verdauungsschwäche empfiehlt Dr. Ringer eine Mischung von 10 g Holzkohlenpulver und 1/2 g salpetersaurem Bismut. Man nimmt von diesem Pulver dreimal täglich eine Messerspitze voll.

Palindrom.

In des dichten Waldes Gründen
Bin ich als Tier zu finden.
Rückwärts lies mich und ich lehnte
Dir ein köstliches Getränke.

Julius Fald.

Logogriph.

Mit K durchdrucht's des Meeres Wegen
Mit F dein Wädeln dirgt's in sich.
Mit M hat's niemals dich betrogen,
Mit B als Ewige hält es dich.

Geinrich Vogt.

Arithmogriph.

			1								
			6	2	3						
			4	9	3	1	5				
			1	3	9	4	2	10	4		
		1	9	7	11	5	8	2	5	6	
	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11
	4	11	2	6	7	11	2	5	8		
			11	5	8	8	9	2	6		
			1	3	9	11	11				
			9	10	5						
			11								

In den mehrzeiligen Quereichen wird bezeichnet: 1) Ein Aush; 2) Ein Hilfsmittel. 3) Männl. Vorname. 4) Kleine Wltz. 5) Wltzflanze. 6) Säugtier. 7) Fremde Bezeichnung eines Klages. 8) Teil des Baumes. 9) Wltztiger Mann. — Die Anfangsbuchstaben ergeben 1—11. Fald.

Auflösung folgt in nächster Nummer.



Auflösungen aus voriger Nummer:

Des S o m m e r s: Jungfrau. — Des L o g o g r i p h s: Wille, Eitel, Bitte. Des S i l b e n r ä t s e l s: Esriede, Regensburg, Gaisa, Feltow, Wenden, Agwien, Gema, Eberhard. — „Ert wäge, dann wäge.“

Alle Rechte vorbehalten.